

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1936-1937)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Die Ruhmesgeschichte Tells

Fritz Ernst: „Wilhelm Tell“, Blätter aus seiner Ruhmesgeschichte. 137 Seiten, 8 Abbildungen. Fretz & Wasmuth Verlag A.-G., Zürich.

Alle Parteien auf unserem zerrissenen Erdteil haben wieder das grosse Wort: Freiheit auf ihre Fahnen geschrieben. Keine Tat oder Untat geschieht, deren Urheber nicht als Freiheitskämpfer gelten wollen. „La barbarie des tyrans de la liberté“, die der letzte Schultheiss des alten Bern einst verfluchte, scheint wiederum entfesselt. Alle wissen, wovon sie befreit sein wollen, und auf die berühmte Frage: Freiheit, wozu? ist die Antwort stets bereit: Zur Unterdrückung oder Vernichtung — einer Freiheit! Was wird das Ende sein? Diejenigen, die ihr Knie vor einem Gesslerhut beugen müssen, werden jubeln, dass sie vor der Tyrannei der Jakobinermütze befreit seien, und die anderen, die um die Jakobinermütze tanzen müssen, werden frohlocken, dass sie den Zwang des Gesslerhutes nicht zu dulden hätten. Freiheit wird in Zukunft dann wohl dasjenige heissen, was eine Diktatur von einer anderen Diktatur unterscheidet.

In unseren Tagen, wo man nur allzu sehr geneigt ist, solchen Gedanken nachzuhängen, empfindet man das Buch von Fritz Ernst über Wilhelm Tell wie einen frischen Anhauch aus den klaren Bergen, aus denen der Meisterschütz herabgestiegen war. Mit dieser Schrift hat uns Fritz Ernst die schönste und reifste Frucht seiner helvetischen Studien geschenkt. Sein Anliegen ist hier nicht, die alte Streitfrage über die Entstehung der Tellen-Geschichte von neuem aufzurollen und noch einmal zu untersuchen, woher die mythische Gestalt des Schützen zu uns gelangt ist und welche Elemente der Landschaft, Sage und Geschichte die Züge seines Bildes geformt haben. Nicht darum geht die Frage, wie Wilhelm Tell auf die Welt gekommen ist, sondern was er ihr bedeutet hat. Die Blätter aus seiner Ruhmesgeschichte führen uns den Weg vor Augen, auf dem das Tellenbild von Herz und Geist der Menschen Besitz ergriffen, wie es Geltung, Ruhm, Verehrung zuerst in der Hirtenwelt, dann in der alten Eidgenossenschaft und endlich in Europa gefunden hat, bis es zu seiner höchsten Leuchtkraft erhoben wurde in der Verklärung von Schillers Drama. Kurz, was wir durch Fritz Ernst erfahren, ist die Geschichte der Tell-Religion.

Die Tellverehrung, die in der Eidgenossenschaft eine tiefe geschichtsbildende Kraft war, ein Leitbild, zu dem man in guten und in bösen Tagen des Vaterlandes sein Herz erhob, hat im 18. Jahrhundert über ihre Heimat hinausgegriffen. Im Helden der Schweizerfreiheit wurde

die Freiheit der Menschheit verehrt. Die Ruhmesgeschichte Tells spiegelt ein Stück europäischer Geistesgeschichte.

Schon das älteste Bild des Tell, wie es der Chronist des Weissen Buches von Sarnen aufgezeichnet hat, findet Fritz Ernst überreich an Zügen, die sonst das Geheimnis grosser Dichter sind. Und wir sind geneigt es zu glauben, wenn wir sie von unserem Autor nacherzählt bekommen. In der Reformationszeit ist die Tellensage bereits schweizerisches Gemeingut. Das Urner Tellenspiel, gegen Ende der Mailänderfeldzüge verfasst, wird 1545 in Zürich aufgeführt. Die Humanisten erwähnen den Schützen in ihren Briefen, und „der grösste aller schweizerischen Humanisten und zugleich der grösste schweizerische Epiker vor Jeremias Gotthelf“, Gilg Tschudi, erzählt in seinem *Chronicon helveticum* die Geschichte Tells in grossartiger, volkstümlicher Lebensfülle. Er vermag das Bedürfnis des Volkes nach Genauigkeit und Ausmalung der Umstände vollauf zu befriedigen; er weiss sogar den Tag des Apfelschusses anzugeben. Auch Zwingli beschwört in einer Verteidigungsschrift vor der Urner Landsgemeinde: „Wilhelm Tell, den gottskreftigen Helden und ersten anhebender Eidgenössischer Fryheytt“. Der wachsende Tellenkult schuf sich Kapellen und andere verehrungswürdige Stätten. An der Stelle der Linde zu Altorf wurde ein Turm errichtet, dessen Aussenwände mit Bildern aus der Tellengeschichte geschmückt waren. Die Rüstkammer in Zürich zeigte jedem, der darnach fragte, des Tellens Armbrust. Sein Bildnis zierte überall im Lande die Brücken, Brunnen und Häuser. Auf Schwerter und Glocken ward es eingegraben. Die stolzen Schweizerdolche wiesen es auf Griff oder Scheide auf. Und wo hätte es weniger fehlen dürfen als auf den Bechern! General Zurlauben, der ein wahrer Apostel der Tellreligion war, erzählt auf entzückende Weise, wie bei einer Zusammenkunft der Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1782 eine Tellstatue in die Mitte gestellt worden sei, angelehnt an einen kristallinen Pokal gefüllt mit „Schweizerblut“. „Als man das Lied auf die Schlacht bei St. Jakob an der Birs anstimmte, wo die dreizehnhundert Schweizer untergegangen waren, deren Blut die Gäste noch vor sich im Becher hinter Tells Haupt schäumen zu sehen glaubten, da erfüllte sich jedes Angesicht mit dem Entzücken unlöslicher Verbundenheit: bei währendem Gesang und reichlichem Opfer des Schweizerblutes zum Andenken der Helden, die ihr Leben hingegeben für die Pflicht, umarmten sich Schweizer und Fremde in althelvetischer Treuherzigkeit“.

Bald treffen wir auch Tell im welschen Sprachgebiet; französische Versionen seiner Geschichte finden Verbreitung, der Luganeser Padre Soave feiert den Guglielmo Tell, und in Bünden singt man eine „Chianzum da Wilhelm il Telle“. Aber der Kult des Tell blieb nicht ganz unangefochten. Gelehrte beginnen Zweifel zu äussern, ob er auch wirklich gelebt habe. So der grosse Haller, Iselin und andere, bis Pfarrer Freudenberger seine Schrift: „Wilhelm Tell. Ein dänisches Märchen“ erscheinen lässt. Aber auch ethische Bedenken werden geltend gemacht.

Zwar musste noch der Zürcher Rudolf Weid, der Tell einen Mörder genannt hatte, 1615 vor den eigens hergereisten Abgesandten Uris öffentliche Abbitte tun. Den Berner Patriziern fing nach dem Prozess, den sie dem Aufrührer Samuel Henzi gemacht hatten, die Erhebung des Tyrannen-fällers mählich an suspekt zu werden. Der Zürcher Samuel Wolf endlich focht öffentlich jeden Ruhmestitel des Tell an. „Wir haben“ — verkündigte er — „keine Ursache, auf einen Wilhelm Tell uns viel einzubilden, wenn wir seine vorgegebene Tat auf der moralischen Seite betrachten. Wenn die Vorsehung des Allerhöchsten aus dieser verwegenen Tat Guts hervorgeleitet, so haben wir das der Weisheit Gottes und nicht des Täters zu danken“. Ist die derart ins Fragwürdige gezogene Gestalt des Freiheitshelden in der aristokratischen Schweiz nicht schon ein Anzeichen dafür, dass das Revolutionsgewitter im Anzug ist?

Wir müssen es uns versagen, all die begeisterten Reverenzen zu streifen, die von berühmten Reisenden Tell und den Tellstätten des Vierwaldstättersees erwiesen worden sind und die Fritz Ernst uns auf die anziehendste Weise zitiert. Nur zwei Kronzeugen mögen das Wort haben: Goethe nennt nach seiner ersten Wallfahrt das Ziel seiner Erfüllung „die liebe heilige Schweiz“ — Madame de Stael, nach dem Fest von Interlaken, Tells und der Mitverschworenen Tat „leur sainte conspiration“.

Soweit die erste Hälfte der Ruhmesgeschichte Tells; sie mag, was die Tatsachen betrifft, dem Kenner bekannt sein; aber das unendlich Zerstreute ist hier zum erstenmal sinnvoll gesammelt, eindrucksvoll in ein Gemälde verschmolzen und höchst geistreich beleuchtet. Der zweite Teil aber wird auch dem Unterrichteten eine Entdeckung und Ueberraschung bedeuten. Dort wird nun gezeigt wie Tell nach Frankreich kommt und im Lande der klassischen Tradition den römischen Brutus in Schatten stellt. Die Französische Revolution hatte Frankreich zu einem geistigen Vaterlande gemacht, dessen Bürger die Menschen aller Nationen werden konnten und geworden sind. So wird der Sohn der engen Berge mit seiner Armbrust in ein universelles Reich versetzt. Das Tor, durch das er Frankreich betrat, war die grosse Enzyklopädie, die Bibel der Aufklärung. Dass Voltaire unseren Helden stark in Zweifel zog, vermochte seiner sinnbildlichen Ausdruckskraft nichts anzuhaben. Als der grosse Spötter vor den Toren Genfs eine Zuflucht gefunden hat, huldigt auch er in einem Gedichte dem die Göttin der Freiheit schirmenden Tell. Ja, dieser so viel berufenen Göttin wollte Sebastian Mercier, ein Apostel der Vernunftreligion, den Tellenhut aufs Haupt gesetzt wissen, wenn ihr in fernen Zeiten, die alle Probleme gelöst sehen wird, ein Heiligtum errichtet würde, zu dem alle Völker wallfahrten. Ein anderer Aufklärer, Wilhelm Thomas Raynal, wollte die Zukunft nicht abwarten und auf dem Rütli ein Denkmal aufstellen lassen, um seinen Namen mit dem Namen des grössten Freiheitshelden zu verbinden. Aber die Urner Regierung lehnte das Geschenk mit der wundervollen Begründung ab: „So lange Eydgenossen so dächten wie bis anhin — da jeder Rechtschaffene, wenn er das erste Mal am Rütli vorbeyschiffet, aus-

steigt und ehrerbietig den Platz besichtigt, wo der Bund beschworen ward, der zur Freiheit Helvetiens den Grund gelegt, und auch in der Folge jedesmal, wenn er vorüberfährt, die Ahnen segnet, Gott danket, der Freiheit sich freuet und sich frei fühlt, so brauche es kein steinernes Denkmal. Und wenn, was sie nicht hoffeten, ihre Söhne oder Enkel diese Empfindungen einst verlieren sollten, würde ein solches Denkmal der Eydgenossenschaft so wenig nützen, als in den letzten Zeiten der Republik dem in die Knechtschaft sinkenden Rom seine so häufigen Monumente geholfen".

Tell betritt dafür die französischen Bühnen. In einen Jakobiner verwandelt, antwortet er in Lemierres Drama auf die Frage Gesslers wer er sei, dass er es wagen könne ihm die Reverenz zu versagen: „Un citoyen, Gessler, lassé de l'esclavage". Dieses Stück erfuhr 1766 in Paris noch eine laue Aufnahme, zwanzig Jahre später trug es einen rauschenden Erfolg davon. Auch die Schweizergarde wurde von ihren Offizieren ins Theater geführt, um den Triumph ihres vaterländischen Helden zu erleben. Eine berühmte Schauspielerin, die das ganze Theater von roten Schweizern besetzt sah, die zu dieser Vorführung keinen Eintritt zu bezahlen hatten, sagte dazu: „On dit ordinairement: point d'argent, point de Suisses, mais ici il y a plus de Suisses que d'argent".

Wir übergehen die von Fritz Ernst höchst ergötzlich erzählten Bühnenschicksale Tells in Frankreich und seine Erscheinungsformen in der französischen Literatur. Wir verweilen nur noch einen Augenblick bei der Apotheose Tells durch die Jakobiner. „Von der untersten bis zur obersten revolutionären Charge war kaum eine, die dem Aelpler die Anerkennung versagt hätte". In der Notre-Dame des Victoires wurde eine Büste des Helden aufgestellt. Saint Juste macht ihn im Nationalkonvent im März 1794 zum Gegenstand einer grossen Rede, die die Hörer so hinriss, dass ihre Drucklegung und Verteilung an alle militärischen und zivilen Instanzen beschlossen wurde. Als Antwort auf eine antifranzösische Note Englands an die XIII Orte wurde im Pariser Jakobiner-Klub eine philhelvetische Demonstration durchgeführt. In Anwesenheit Robespierres schlug Collot d'Herbois vor, im Saale eine Tellbüste aufzustellen. Der Vorschlag ward angenommen und durchgeführt. Collot d'Herbois hielt bei der feierlichen Aufstellung eine Rede, die mit den Worten begann: „Die Aufstellung der Büste Wilhelm Tells im Heim der Jakobiner dient dem öffentlichen Wohl..." Sie endet mit der Aufforderung: „Die freien Menschen aller Länder sind wie mit einem elektrischen Draht unter sich verbunden. Wir wohnen der Entstehung eines neuen Handels bei. Stellen wir uns an seine Spitze und laden wir den Künstler ein, dessen Werk wir hier bewundern, massenweise kleine Tellen in die Schweiz zu schicken."

Ein bitterer Gegensatz zu dem theatralischen und rhetorischen Feuerwerk, das so reich an ergötlichen und grotesken Erscheinungen ist, bildet die Anrufung Tells in seiner Heimat zur Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft und in den Wirren der Helvetik. Wir setzen hier

nur her den Aufruf Heinrich Pestalozzis, Ehrenbürgers der Revolution: „Tell sagt zu seinem Kinde: Steh still! Es stand still und er schoss ihm den Apfel vom Kopf weg, ohne ihn's zu verletzen. Bürger! Seid nicht schwächer als Tells Junge — stehet fest und still — mit ruhiger Kraft, wo immer es not tut, dann werdet ihr das Vaterland retten.“

Den Beschluss der posthumen Erdenbahn Tells bildet sein Erscheinen im deutschen Klassizismus. Reisende, Historiker, Dichter, ja sogar der grosse Preussenkönig wenden sich dem Meisterschützen zu. Friedrich der Grosse bedeutet dem Aargauer Arzte Zimmermann, Wilhelm Tell sei ein grosser Wohltäter seines Vaterlandes gewesen, fügt aber auch gleich hinzu: „Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen. Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich, nur die Schweiz wird sich noch lange halten.“

Das letzte Glied der Perlenkette, die Fritz Ernst uns aufreicht, ist Goethes Plan zu einem Telldrama, und der Bericht aus den „Tag- und Jahrheften“ wie dieser Stoff mit Schiller beraten und diesem schliesslich zum Geschenk gemacht worden ist, damit „das Kunstwerk, das drei Jahrhunderte an die Tore der Erfüllung pochte“ seine Vollendung finde.

Niemand hätte zur Aufzeichnung von Tells Nachruhm besser ausgerüstet sein können als der Verfasser des schönen Buches: „Die Schweiz als geistige Mittlerin.“ Vereinigt er doch was selten zusammen zu finden ist: innige Kenntnis der vaterländischen Vergangenheit, umfassende Vertrautheit mit der europäischen Geistesgeschichte, subtile Beherrschung der Methoden der vergleichenden Literaturwissenschaft und endlich die Gabe Gelehrsamkeit in Kunst zu verwandeln. Die Kunst zeigt sich hier darin, dass es Fritz Ernst aufs schönste gelungen ist aus so vielen bunten und abgerissenen Fäden ein einheitliches Webstück zu wirken, einen Bildteppich, in dem die volkhafte naiven Umriss der Hauptfigur von einem sinnreichen und durchsichtigen Rankenwerk anmutig umspielt werden.

Walther Meier

Ein Erinnerungsbuch von Maria Waser

Maria Waser: Sinnbild des Lebens. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Ich muss es gleich vorweg nehmen, es ist das immer neu geschlossene Bündnis mit den hellen und sieghaften Mächten, das uns dieses Buch zu einem holden Labsal macht. Ganz zu Anfang gibt es eine Stelle, die wie das Urerleben kindhafter Geborgenheit anmutet:

„Ein Winterabend. Wir Schwestern allein mit der Mutter. Die Wohnstube von der Lampe rötlich erhellt, vom Ofen her Geruch von brennendem Torf — auf alle Zeit sollte der warme wogende Geruch mit dieser Stunde verbunden bleiben! Ich sitze auf dem Schoß der Mutter. Sie hält mich ganz warm rundum, und mein Kopf ist an ihre Brust gebettet. Sie erzählt uns eine Geschichte. Ich verstehe nichts davon. Ich höre nur ihre Stimme. Ich höre sie nicht nur, ich fühle sie durch und durch; denn sie kommt mit den weichen Wellen des Atems unmittelbar aus ihrer Brust. Ja, sie erfüllt diese Brust mit einer tiefen Musik. Ein tiefes goldbraunes Orgeln wiegt mich hin und her, hüllt mich ganz ein“.

Freilich, das Kind erahnt auch die düstern Dinge; sie sehen es an aus einem fremden Holzschopf, unheimlich mit seinen „dunklen Ecken, scharfem Beil auf wüst zerspelltem Klotz“. Es lernt auch, was das heisst, „in Reih und Glied eingepfercht sein, mittrotten müssen mit dem Haufen, Schritt und Schritt und Schritt, und wissen, dass es der falsche Weg ist“. Später beginnen die Erfahrungen mit der Schule. Das Kind findet die Zahlen erfreulicher und sinnvoller als die Buchstaben. Es sagt von ihnen, dass sie sich aneinander hängen wie Regenwürmer. Das Schreiben schenkte nicht die geringste Freude und schlimm vor allem ging es mit der Rechtschreibung. Hier muss der Leser lächeln und dem phantasievollen Kinde zugestehen, dass drei „hingefauchte f“ dem Wort „pfeifen“ wohl anstehen würden und dass eine Türe, „da sie doch ein so weit gähnendes Maul auftat“ wirklich ebenso gut ein „h“ besitzen dürfte.

Doch mit welcher kindlicher Hingerissenheit erlebt es seine erste Reise, die den Grund legt für sein starkes Vaterlandgefühl. Kann ein Vater weiser eine eifersüchtige Regung für fremden Bergbesitz beschwichtigen, als mit den Worten: „Die Natur kümmere sich nicht um Grenzen. Wir dächten doch auch nicht daran, uns einen Schweizer Himmel herauszutrennen aus der unendlichen Sternenwelt. Grenzen seien hinfällig und veränderlich wie alles von Menschen gemachte“.

Auf dieser selben Reise begegnet es dem bisher nie geschauten feuerroten Acker-Mohn. „Diese Blume, die nicht mürrisch welkte, sondern spielend ihre Pracht von sich tat“, wurde zum Sinnbild der Dichterin. Als jüngst ein Mohnfeld vor ihrem Fenster sich auftat, da gesteht sie, dass wir es ihm zu danken haben, dass sie sich hinbeugte über ihr gelebtes Leben, „um darin jenen Flämmchen nachzugehen, die die Erinnerung mit ihrem sinnvollen Eigenwillen darüber aufsteckte“.

Es ist sehr schön, wie uns Maria Waser zum Zwiespältigen im Wesen geliebter Menschen hinführt, wie das Kind jung schon um alte Wahrheiten weiss. Die äussere Welt wird indes immer weiter und die Erkenntnis, gewonnen aus einer bitteren Erfahrung lehrt, dass es leichter sei, im beschützten Bereich sauber und unverwirrt zu bleiben als im Lärm erweiterter Gemeinschaft.

Es gehört ganz zum Wesen der Dichterin, dass sie ihre besondere Liebe dem Boden ihrer Herkunft zuwendet. Etwas vom Reizvollsten sind die Seiten, die sie ihren Vorfahren widmet. Es bleibt nie bei bloss äusserlicher Schau. Alles Lebende umfasst sie mit dem Geist der Liebe. Und so kommt sie früh schon beim Betrachten der Totenkopfraupe zu der reifen Frage: „Wäre es möglich, dass unser Verhalten zu den Dingen Einfluss auf diese hätte wie auf die Menschen?“ Später, in der Vorbereitungszeit zur Konfirmation, in der Enttäuschung über die erstarrten Formen der Kirche, ist es wieder das grosse Liebeswort: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder“, von der Mutter ehemals vernommen, das ihrem Herzen tröstlich verhaftet bleibt.

Es gibt ein Wort von R. M. Rilke, zu einem jungen Dichter gesprochen: „Kunst-Werke sind von einer unendlichen Einsamkeit und mit nichts so wenig erreichbar als mit Kritik. Nur Liebe kann sie erfassen und halten und kann gerecht sein gegen sie“.

Und so legt man das Buch der Maria Waser zur Seite, mit dem Gefühl des Dankes für die Spende.

Dorette Hanhart.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil
